

Mit der Gütekraft die Ursachen des Friedens erforschen

Karlheinz Koppe

Der Begriff der Gütekraft hat mir nach langem Suchen geholfen, eine Beobachtung zu erklären, die mich irritiert. Wir sind gewohnt, Kriege und andere Formen der Gewalt mit Erschrecken zu erkennen und suchen – zu Recht – nach den Ursachen für diese Geißel der Menschheit. Als Friedenswissenschaftler haben wir auch eine Menge solcher Ursachen zu Tage gebracht, die sicherlich helfen, Krieg und Gewalt besser zu begreifen und Maßnahmen zu ergreifen, wie beides eingedämmt und – vielleicht – eines Tages überwunden werden kann. Dabei fiel mir (und einigen KollegInnen) auf, dass wir kaum über die Mechanismen nachdenken, die Menschen, Gruppen und Völker dazu bringen, trotz unterschiedlicher Interessen, ethnischer Zugehörigkeit und Glaubensbekenntnisse friedlich zusammenzuleben und manifeste Konflikte gewaltfrei auszutragen. Eine mögliche Erklärung wird von der Verhaltensforschung eingebracht, der zufolge der Mensch nicht “zur Aggression verdammt” sei (Herbert Seligman: Zur Aggression verdammt? 1971) und “der Wille zum Frieden der biologischen Motivationsstruktur des Menschen” entspreche (Eibl-Eibesfeldt 1988). Andere führen diese Tatsache auf einen zwar langsamen und immer wieder von Rückschlägen gezeichneten Zivilisationsprozess zurück (Elias 1976, Senghaas 1998), wieder andere auf Einsicht und guten Willen, kurzum auf jene Kraft, die “die Welt im Innersten zusammenhält” und die Goethes Faust zu erkennen trachtete. Bei der Suche nach einer übergreifenden Erklärung stoße ich in der Tat auf den Begriff der Gütekraft. Mit anderen Worten: Gütekraft ist eine hilfreiche, wenn auch vielleicht nicht hinreichende Kategorie bei der bislang vernachlässigten Friedensursachenforschung als Ergänzung zur Kriegsursachenforschung.

In der Tat hat die Sache mit dem Frieden etwas Seltsames auf sich: Obwohl Frieden die entscheidende Überlebensbedingung sowohl für den einzelnen Menschen als auch für die gesamte Menschheit ist, weil ohne Frieden der Umweltzerstörung kein Einhalt geboten und keine Strategien gegen Armut zum Tragen gebracht werden können, und obwohl die Mehrheit der Menschen im Alltag in der Regel unter friedlichen Bedingungen lebt, wird dem Frieden - von individuellen und politischen Dauerbekundungen ohne jede Verpflichtung und Konsequenz abgesehen - kaum Beachtung geschenkt. Das gilt sogar für weite Bereiche der Friedens- und Konfliktforschung. Sie definiert Frieden nach wie vor und fast ausschließlich über die Gegenbegriffe Krieg und Gewalt, das heißt als “negativen Frieden”. Also werden Krieg und Gewalt in Form von Kriegs- und Gewaltursachenforschung untersucht. Für ein Nachdenken über friedliche Mechanismen des Zusammenlebens und damit über Gütekraft bleibt dabei kein Raum.

Karl Kraus hat das in einem Kriegsbericht für die Wiener Freie Neue Presse über die ersten Tage des Ersten Weltkriegs in Bosnien sarkastisch zum Ausdruck gebracht: “Gott, so ein Krieg is‘ was Interessantes”.

Dieter Senghaas hat diese Vorliebe der Öffentlichkeit, der Medien und auch der Friedensforschung für Krieg und Gewalt einmal damit erklärt, dass beides so “aufmerksamkeitsfressend” sei. Auch eine andere Deutung ist freilich denkbar: Über Frieden wird nicht berichtet und wenig geredet, weil tatsächlich Frieden der Normalzustand ist und normale Zustände nun einmal keiner besonderen Aufmerksamkeit bedürfen. Krieg ist die Ausnahme, die Störung des Friedens. Folglich ist die **eirene** eben nicht die Waffenruhe zwischen den Kriegen (Heraklit) und auch nicht der status naturalis (Kant). Das hatte übrigens auch Augustin erkannt, als er feststellte: “So wie es Leben ohne Schmerz gibt, aber kein Schmerz ohne Leben möglich ist, so gibt es auch Frieden ohne Krieg, aber Krieg ohne irgendeinen Frieden kann es nicht geben”. Der Frieden ist gewissermaßen mitten unter uns. Diese Überlegung lässt vermuten, dass Gütekraft wirkt.

Deshalb gilt es, Geschichte und Realität friedlichen Zusammenlebens – und damit vorhandener Gütekraft - zu erforschen, um daraus Schlüsse ziehen zu können, wie Frieden gestaltet oder wiederhergestellt werden kann.

Wir übersehen, dass 85 bis 90 Prozent aller Sozialbeziehungen gewaltfrei verlaufen. Und zwar sowohl im Außen- wie im Innenverhältnis. Der inzwischen verstorbene US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler, Systemanalytiker und Friedensforscher Kenneth Boulding hat vor ein paar Jahren in einem seiner letzten Beiträge darauf hingewiesen, dass wir zwar die 10 bis 15 Prozent gewaltsamen Konfliktaustrags auf staatlicher und gesellschaftlicher Ebene erkennen, nicht aber die ebenso wichtige, wenn nicht sogar wichtigere Tatsache, dass wir uns im Alltag eben nicht alle den Kopf einschlagen. In der Tat hat es selbst während langer und grausamer Kriegszeiten immer Nischen - und zwar große Nischen - des Friedens gegeben. Wäre dem nicht so, dann hätte der Mensch wahrscheinlich nicht überlebt, zumindest nicht seine Zivilisation, denn diese ist kein Ergebnis von zerstörerischer Gewalt, sondern die Folge friedlicher Gestaltung.

Die Korrektheit dieser Überlegung wird inzwischen auch von Verhaltensforschern bestätigt. So meint Irenäus Eibl-Eibesfeldt, ein Schüler von Konrad Lorenz, dass bei aller Aggressivität des Menschen, deren Primärzweck nicht das Töten, sondern die Existenzsicherung in einer lebensfeindlichen Natur sein dürfte, ihn auch - so Eibl-Eibesfeldt - das Bedürfnis nach friedlichem Zusammenleben auszeichne, das als "biologischer Normenfilter" wirkt, der zu töten verbietet, und erst durch einen "kulturellen Normenfilter überlagert" wird, der Feinde zu töten gebietet. Es ist bekannt, dass Soldaten zu allen Zeiten - auch heute noch - unter Alkohol oder Drogen gesetzt werden, um überhaupt fähig zu werden, Tötungsbefehle auszuführen. Die Gestaltung von Frieden ist also kein so hoffnungsloses Unterfangen, wie es oft scheinen will, sondern auch eine Frage der Änderung der kulturellen Normenfilter, das heißt des Wertebewusstseins, sei es durch Erziehung, sei es unter dem Zwang katastrophaler Ereignisse.

Frieden ist längst nicht mehr die Beschreibung von Nichtkrieg, also vom Ruhen militärischer Waffen. Frieden und Sicherheit, die Frieden verbürgen soll, sind von anderen Faktoren weit mehr bedroht als durch Krieg, und zwar von Faktoren, die im Unterschied zur Vergangenheit - etwa seit Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert - von Menschen gemacht sind: Zerstörung der Umwelt und damit der natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit und - in engem Zusammenhang dazu - ökonomischer Raubbau, Überkonsum bei etwa 15 Prozent der Menschheit, Normalkonsum bei weiteren 15 Prozent und Unterversorgung der anderen 70 Prozent. Deshalb ist als friedensstörender Faktor vorrangig der Mangel an weltweiter und innergesellschaftlicher Verteilungsgerechtigkeit zu nennen.

Daraus kann geschlossen werden, dass nicht militärische Friedenssicherungsaktionen angesagt sind, sondern politische Maßnahmen zur Überwindung ökologischer und ökonomischer Gefährdungen den Vorrang haben müssen. Dort ist der Schlüssel für gegenwärtige und künftige Friedensgestaltung, dort ist Annäherung an Frieden zu suchen, die immer zugleich auch Annäherung an Gerechtigkeit sein muss, wenn sie von Erfolg begleitet sein soll. Die Frage, warum die Mehrheit der Menschen friedlich zusammenlebt, wird in diesem Zusammenhang viel zu wenig, wenn überhaupt beachtet.

Warum leben Menschen trotz unterschiedlicher ethnischer Identität, trotz verschiedenartiger Glaubenszugehörigkeit und kultureller Traditionen, trotz höchst unterschiedlicher (häufig sogar als miteinander unvereinbar angesehener) Interessen dennoch friedlich zusammen, als Individuen, als Nationen? Es gibt zu dieser Frage kaum empirisch belegbare Antworten, allenfalls beschreibende Untersuchungen, auch diese nur unvollkommen. Deshalb ist in der Tat verstärkt "Friedensursachenforschung" angesagt. Welchen Einfluss haben beispielsweise Bewusstseins- und Einstellungsveränderungen in Bevölkerungen, welchen Einfluss die modernen Medien und Kommunikationsprozesse, oder

auch die Erkenntnis, dass entscheidende Fragen nicht mehr allein national lösbar sind, usw.? Andere Fragen wären: Wie viel Wohlstand (zumindest Deckung von existentiellen Grundbedürfnissen), wie viel ökonomischer Ausgleich (Verteilungsgerechtigkeit), wie viel Demokratie sind für Aufbau und Erhalt von Friedensstrukturen tatsächlich erforderlich? Wenn diese Überlegungen der Kritik standhalten, dann haben sie Konsequenzen für die Friedensforschung ebenso wie für die Friedenspolitik. Die Wissenschaft - und nicht allein die Friedensforschung - wäre herausgefordert, die vorhandenen Untersuchungen über Krieg und Krisen, über Gewalt und neue Bedrohungen mehr als bisher durch Erforschung jener Mechanismen zu ergänzen, die schon immer und auch heute die vorfindlichen gewaltfreien beziehungsweise gewaltarmen Beziehungen zwischen Staaten und auch das friedliche Zusammenleben von Menschen innerhalb der Gesellschaften ermöglichen und bedingen. Auf dieser Grundlage wäre nach neuen Erkenntnissen zu suchen, wie die ohne jeden Zweifel noch vorhandene Gewalt in den zwischenstaatlichen und innerstaatlichen Beziehungen weiter eingedämmt und schließlich auf eine nicht völlig auszuschaltende Restgewalt reduziert werden kann, die wir mit rechtsstaatlichen Mitteln unter Kontrolle halten können, wie dies in demokratischen Staaten der Fall ist. Die Politik wäre herausgefordert, Konflikte, in welcher Form und an welchem Ort sie auch immer gewaltträchtig zum Ausbruch kommen können, schon im Vorfeld mit politischen zivilen Mitteln einzuhegen. Das bedeutet den Verzicht auf Streitkräfte, die - wie es nach wie vor der Fall ist - die Tötung von Menschen einüben und sanktionieren, und ihr schrittweiser Ersatz durch internationale Polizeikräfte, die nicht dem einzelnen Staat oder Staatenbündnis, sondern den Vereinten Nationen zugeordnet und internationaler rechtsstaatlicher Kontrolle unterworfen sind. Das alles heißt:

- Friedenswissenschaft muss die in Vergangenheit und Gegenwart zu beobachtende und geglückte Annäherung an die Zielvorstellung Frieden aufweisen und öffentlich sichtbar machen.
- Friedenswissenschaft muss die Gründe, die friedliches Zusammenleben von Individuen, Gruppen, Nationen und Gesellschaften ermöglichen, analysieren und für Friedenswahrung durch Konfliktprävention und Friedensgestaltung anwendbar machen.
- Friedenswissenschaft muss die vorhandenen friedensrelevanten Aspekte gesellschaftlichen Handelns aufdecken und zu Modellen einer in sich stimmigen Friedenspolitik verknüpfen.

Antworten darauf zu finden erfordert die Abkehr vom traditionellen Denken in Machtkategorien und die Hinwendung zu einer Kultur des Friedens, die allein in der Lage ist, allen Menschen ein sicheres Leben zu gewährleisten. Das entscheidende Element einer solchen Kultur des Friedens könnte in der Tat das sein, was unter dem Begriff der "Gütekraft" bereits wirkt, wenn auch noch nicht erkannt ist.